

Kabine Nr. 67

Autor(en): **Graf, Ida**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **57 (1953-1954)**

Heft 22

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kabine Nr. 67

Muriel überlegte sich, dass das Leben, die modernen Romane, Theater- und Kinostücke sie dazu gebracht hatten, zu handeln, wie sie es in diesem Augenblick beabsichtigte. Die Frauen, die heutzutage nicht mehr ihren Gatten, sondern einen andern Mann lieben, fügen sich nicht mehr dem Schicksal, indem sie siegreiche innerliche Kämpfe gegen eine ehebrecherische Liebe führen. Denn nun heiraten die jungen Leute auf einer andern Basis: wenn einer der beiden Ehegatten der Ehe müde und überdrüssig ist, sagte er es dem andern in aller Form und Höflichkeit und reicht die Scheidung ein. Auch sieben Jahre Ehe — und überdies glücklicher Ehe — hinderten Muriel nicht, auch so wie diese jungen Leute zu denken. Muriel hatte sehr viel gelesen, war sehr viel gereist und war ausserdem schon in ihrer Heimatstadt, bevor Albert Macalroy, einer der berühmtesten New Yorker Aerzte, sie heiratete, das modernste Mädchen gewesen. Nun hatte sie während einer der häufigen Abwesenheiten ihres Gatten den jungen Architekten Gene Strickland bei einer Gesellschaft kennen gelernt.

Und jetzt packte Muriel ihre Koffern, nachdem sie bereits ihren Pass und das Schiffsbillet für Kabine 67, Deck B, des Ueberseedampfers «Ile de France» in ihre Handtasche versorgt hatte. Gene Strickland hatte für sich selbst Kabine 66 reservieren lassen. Ja, die Angelegenheit war schon so weit.

Aber wie viele Stunden, Tage, ja Monate hatte Muriel gebraucht, bis sie sich schliesslich doch zu dieser Lösung durchrang! Wie viele Gewissensbisse, Ueberlegungen, Kompromisse, Lügen, Beschlüsse und Gegenbeschlüsse hatte sie bereits hinter sich!

«Wie kann ich ihm das nur antun, Gene?» hatte Muriel oft zum jungen Architekten Strickland gesagt, «ihm, der so gut, geduldig und vor allem vertrauensvoll ist ...»

Aber Eugene Strickland verstand es, Muriel in der kleinen Wohnung, die er einzig für ihre Begehungen gemietet hatte, zu überzeugen. Trotzdem sprach Muriel häufig von ihren Skrupeln:

«Siehst du, Gene, was mich am meisten aufregt, sind gerade Dinge, die du als Kleinigkeiten bezeichnest. Albert, mein Mann, ist um neun Jahre älter als ich. Und das bringt mir immer wieder in Erinnerung, dass auch ich beinahe ebenso viel älter bin als du. Für uns ist dies nicht so wichtig, aber für Albert! Wie wird er ohne mich leben können? Ich besorge alle seine Angelegenheiten: ich stelle die Krankenschwestern und Laborantinnen an, notiere die Patienten usw. usw. Und Albert ist jetzt an all dies gewöhnt. Nein, ich kann ihn wirklich nicht verlassen ...»

«Aber betrügen kannst du ihn doch mit mir», warf dann bisweilen Gene ein. «Und mich könntest du also verlassen, trotz allem, was zwischen uns vorgefallen ist?»

«O Gene, du wirst eines Tages meiner müde werden. Ich bin ja einige Jahre älter als du. Denke daran, dass ich seit beinahe acht Jahren mit ihm verheiratet bin!»

«Ich will ja gar nicht daran denken, Muriel. Komm, gib mir einen Kuss und lass uns diese Dinge vergessen!»

«Siehst du», meinte Muriel, «letzten Endes mache ich doch immer wie du willst, Gene!»

Aber jetzt hatte Muriel ihre Koffern fertig gepackt und wartete, in einem Lehnstuhl sitzend, auf Albert, ihren Gatten. Sie wünschte, den Abschied schon hinter sich zu haben, ihrem Gatten ihre Absicht schon mitgeteilt zu haben. Oft hatte sie, seit sie Strickland kannte, gehofft, dass auch ihrem Gatten etwas Aehnliches wie ihr, nämlich eine unerwartete neue Liebe, zustossen möge, so dass der Abschied weniger schwer oder der erste Schritt zu einer Trennung von ihm ausgehen würde. Und wieder begann sie zu zweifeln, ob sie am Ende doch falsch handle.

Endlich trat ihr Gatte ein. Er schien müde und besorgt. Immer wieder hatte ihm Muriel gesagt, dass er zu viel arbeite und sich die Sorgen und Krankheiten seiner Patienten zu sehr zu Herzen nehme.

«Morgen», überlegte sich Muriel, «wird er um diese Zeit nach Hause kommen und statt mich

selbst nur einen Abschiedsbrief von mir vorfinden. Wenn er wenigstens nicht so sanft und freundlich wäre! Dann hätte ich auch nicht so viel Gewissensbisse», dachte sie immer wieder.

Aber nun sagte sie:

«Soll ich das Licht löschen, Albert? Ich vermute, du hast Kopfwahl!»

Dr. Macalroy nickte. Er legte sich im verdunkelten, nach Lavendel und Tabak riechenden Zimmer auf den Divan nieder, um vor dem Essen etwas zu ruhen. Plötzlich wandte er seinen Kopf und sagte leise, wie im Schlummer: «Liebling, Liebling!»

Bei diesen Worten erhob sich Muriel leise, ging in den Vorraum, wo das Telephon angebracht war und stellte, nachdem sie die Türe sorgfältig geschlossen hatte, die Nummer des Freundes ein.

«Gene, ich kann morgen nicht mit dir wegfahren ... nein, wirklich nicht. Ich werde dich morgen treffen ...»

Gene Strickland widersprach heftig, aber Muriel antwortete nur:

«Ich weiss es! Auch ich leide darunter ... Nein, nein, Gene! Du bist noch jung, jünger als ich und er ... Für dich ist es etwas anderes! Nein, telephoniere nicht! Wenn du mich gern hast, darfst du nicht telephonieren!»

*

Anderntags tat Dr. Albert Macalroy nachmittags um drei Uhr etwas Ungewöhnliches. Statt direkt in seine Praxis zu gehen, begab er sich in das Zimmer Muriels, wo er sie schlafend auf dem Divan vorfand. Sie lag ganz in sich zusammengekuselt und hatte ihr Gesicht in den Händen verborgen. Es war ihm auch beim Mittagessen aufgefallen, dass sie merkwürdig müde und still war.

Er betrachtete sie und es schien ihm, als ob er sie nie vorher so klein und schutzbedürftig gesehen hätte. Wie in Gedanken versunken blieb er vor ihr stehen, um dann leise, auf den Fusspitzen gehend, ihr Zimmer zu verlassen. Als er sich eben in sein Konsultationszimmer begeben wollte, kam Miss Rose, die Krankenschwester, auf ihn zu. Sie mochte ungefähr zwanzig Jahre alt sein. Ihr Gesicht war, obwohl etwas blass, von jugendlicher Schönheit.

In diesem Augenblick waren die Züge des Arztes und seiner Krankenschwester sprechend. Die beiden liebten sich.

«Und jetzt?» fragte Miss Rose, indem sie ganz nahe zu Dr. Albert Macalroy trat, «hast du es ihr nun gesagt?»

Macalroy senkte den Kopf und antwortete leise, aber bestimmt: «Ich werde es ihr nie sagen, Rose! Es geht nicht. Es ist mir einfach unmöglich.»

«Aber du hast es mir doch versprochen, Albert», erwiderte Miss Rose. «Jetzt, wo alles beschlossen und alles bereit war, die Pässe und die Schiffskarten ... Wie manchmal wollten wir schon wegfahren, aber immer kam etwas dazwischen! Nein, das kannst du mir nicht antun, Albert! Nach so vielen Monaten gegenseitiger Liebe!»

«Beharre nicht darauf, Rose. Ich kann nicht. Muriel könnte ohne mich nicht mehr leben. Du weisst, dass ich dich liebe, Rose, aber du bist so viel jünger als ich ... Nein, ich kann Muriel nicht derart verletzen, sie ist so gut, so sanft und vor allem so vertrauensvoll!»

«Und ich, Albert?» fuhr die junge Krankenschwester fort, «ich, die ich nie etwas vom Leben hatte, die ich dich so sehr liebe ... Und auch du liebst mich, Albert. Du darfst mich nicht verlassen. Du hast mir fest versprochen, dass du es ihr sagen würdest!»

«Nein, ich werde es Muriel nie sagen. Du musst weggehen, Rose!»

«Aber wohin soll ich denn gehen?» fragte sie.

«Nach Paris! Du wolltest doch schon immer nach Paris gehen. Schon als wir uns zum ersten Male entschlossen und die Pässe ausstellen liessen ...»

«Nach Paris?» fragte das Mädchen erstaunt.

«Ja, nach Paris. Ueberlasse mir die Bestreitung der Kosten. Das ist das Mindeste, was ich für dich tun kann; viel zu wenig im Vergleich zu dem, was ich dir schulde! Sehen wir einmal nach, welche Schiffe morgen fahren ... Hilf mir, Rose, solange ich noch die Kraft dazu habe.»

Rose weinte an Alberts Schulter, aber ihre tränenfeuchten Augen überflogen die Liste der nächsten Schiffe auf der ersten Seite der Tageszeitung.

«Hier ist ein Schiff, welches morgen New York verlässt, die «Arabia». In fünf Tagen wirst du in Paris sein!»

«Gut, fragen wir bei der Schiffahrtsgesellschaft an, ob noch Plätze frei sind.»

Es stellte sich heraus, dass auf der «Arabia» keine Plätze mehr verfügbar waren.

«Aber hier ist noch ein zweites Schiff, welches ebenfalls morgen fährt, die «Ile de France»; versuchen wir zu telefonieren.»

Die Schifffahrtsgesellschaft antwortete Dr. Albert Macalroy, dass auf der «Ile de France» noch eine einzige Kabine frei sei, oder besser gesagt, frei werde, da der Passagier im letzten Moment

verhindert worden sei, abzureisen. Sie koste 600 Dollar, sei aber sehr schön. Es handle sich um Kabine Nr. 67, Deck B.

«Gut», antwortete Rose, «ich werde morgen mit der «Ile de France» nach Paris fahren, wenn du es unbedingt willst, Albert.»

Ida Graf

Gelati

von Johannes Bollin

Blitzblau war sein kleines Wägelchen gestrichen, das er über das holperige Katzenkopfpflaster der engen südlichen Gassen zog, blitzblau wie der Himmel im August oder die Augen des halbwüchsigen Mädchens, das ihn jeweilen begleitete. Blitzblau war auch sein zerknittertes Leinenhemd über der gewaltigen Brust, knapp angemessen nach einer längst verschwundenen Mode, mit ausgefranstem Kragen und verblichenen Silberbordüren, ein phantastisches Gebilde aus Stoff, aufgesetzten Flickern und allerhand Putzmachertand, wie man es sonst nur noch etwa bei fahrendem Jahrmarktsvolk zu sehen bekommt.

Von Zeit zu Zeit pflegte er den Wagen in eine schattige Ecke zu stellen und mit rauher Stimme sein «Gelati! Gelati!» zu schreien. Dann kamen die Leute herbei und er zauberte aus einer Lade im unteren Teil seines Karrens allerhand Gerätschaft hervor, mit welcher er das halbflüssige Fruchteis je nach dem Preis entweder in fade, süssliche Tüten klatschte oder zwischen zwei Waffeln presste. Dabei liefen ihm die hellen Schweisstropfen unaufhörlich über das bärtige Altmännergesicht. Er seufzte und liess es geschehen, und niemand dachte sich etwas Besonderes dabei, wenn auch zuweilen die grünen, gelben und roten Portionen etwas davon abbekamen, während er sie für seine Kundschaft zurecht machte. Man war hier nicht so heikel wie auf der anderen Seite des San Gottardo — pah! Streit gab es höchstens um die Menge der zartschmelzenden Süssigkeit, die der Käufer für sein Geld anders haben wollte als der Verkäufer. Aber ein paar Schweisstropfen mehr oder weniger — was hatte denn das schon zu sagen bei der vermaledeiten Gluthitze des südlichen Nachmittags?

Ich lernte den Gelati-Mann durch einen jener wunderlichen Zufälle kennen, mit denen das Leben Bekanntschaften schliesst. Ich fuhr ihm nämlich an einem heissen Sommernachmittag, halb verschlafen durch die unbarmherzige Glut der Tessiner-sonne, mit dem Fahrrad in die brüchige Seite seines himmelblauen Lotterwägelchens, wobei das Unglück geschah, der Karren stürzte und sein ganzer süsser Inhalt, weiss, rosa und grün auf die Strasse floss. «O Dio! Dio! Dio!» jammerte der Alte, während ich mich erschrocken wieder aus dem Staub erhob und flüchtig meine Kleider in Ordnung brachte. «Jetzt hat mir der Signore den Stand umgeschmissen, und die ganzen Gelati liegen auf der Strasse . . .» Bei diesen Worten begann das kleine Mädchen zu schluchzen, während der Tessiner sein wohl lautendes Klagelied fortsetzte und mit Armen und Händen wild in der Luft herumfuchtelte.

«Der Karren hat mitten auf der Strasse gestanden!» versuchte ich mich so gut es ging, zu rechtfertigen. «Du aber, Caro, hast im Schatten jener Platane geschlafen, ich habe es wohl bemerkt!» «Aber Signore!» lamentierte der Alte zur Erwiedering. «Wie könnt Ihr sagen, ich hätte geschlafen! Wie könnt Ihr einem alten Manne, der nur eben ein wenig ausruhte, gleich einen solchen Schimpf anhängen! Als ob unsereiner überhaupt Zeit zur Siesta fände!»

«Deswegen hat dein Karren aber doch mitten auf der Strasse gestanden», beharrte ich auf meinem Standpunkt. «Dort gehört er nicht hin — ecco, du siehst es selbst: deshalb habe ich ihn auch umgestossen!»

Der Gelati-Verkäufer wandte sich jetzt mit einem barschen: «Hör endlich mit dem dummen